

Prälat i. R. Hans-Dieter Wille:

Der Gedanke und die Besonderheiten der Dienstgemeinschaft in unserer Kirche

Vortrag vor den Mesnern/innen und Hausmeistern/innen der Württ. Landeskirche
am 12. 10. 2011 in Löwenstein und am 29. 2. 2012 in Tübingen/Haus Bittenhalde

Liebe Brüder und Schwestern!

„Die Idee und die Besonderheit der Dienstgemeinschaft in unserer evangelischen Kirche“. So lautet ursprünglich das Thema, das mir für dieses Referat gestellt wurde.

Der hohe Anspruch und die ernüchternde Wirklichkeit

Das Wort „Dienstgemeinschaft“ hat in unserer Kirche keinen guten Ruf. In diesem Wort spiegelt sich offenbar weniger die Erfahrung von *Gemeinschaft*, die doch eigentlich etwas Schönes, ja Verlockendes sein könnte, ja sein müsste.

Offenbar steht hinter diesem Begriff – verbunden mit dem Wort „Dienst“ – ein Anspruch, der in der alltäglichen Zusammenarbeit kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter meist nur schwer einlösbar ist. Auch manche Leitbilder von Gemeinden und diakonischen Einrichtungen – nicht selten auf Hochglanzpapier gedruckt – scheinen diesen Anspruch einer Gemeinschaft nur zu beschwören. Die Wirklichkeit ist oft – so habe ich es bei Gesprächen mit Kirchengemeinderäten und bei Visitationen immer wieder gehört – meilenweit von diesem Anspruch entfernt.

„Dienstgemeinschaft“ – das ist für viele oft nur ein Wunschtraum, ein Traum von Kirche: zu schön, um wahr zu sein. Bestenfalls ist Dienstgemeinschaft für manche noch *eine Vision*, deren Verwirklichung freilich von der erlebten Realität sehr weit weg ist.

Dazu kommt, dass dieser Begriff meist *als kirchlicher Rechtsbegriff* Verwendung findet, im Zusammenhang von Besoldungsfragen und Anstellungskriterien, wo auf Grund des besonderen Charakters von Kirche eben als „Dienstgemeinschaft“ bekanntlich tarifliche Auseinandersetzungen in Form von Streik bzw. Aussperrung ausgeschlossen sind und nur über den sog. „Dritten Weg!“ ausgetragen werden können.

Nicht selten stößt dieser „Dritte Weg“ auf öffentliches Unverständnis, wenn z. B. einer muslimischen Mitarbeiterin gekündigt wird, weil sie als Nichtgetaufte die Kriterien einer christlich geprägten Dienstgemeinschaft nicht erfüllt.

Wie Sie wissen, gilt als Anstellungsvoraussetzung die Mitgliedschaft in einer der Kirchen oder kirchlichen Gemeinschaften, die sich der ACK (= Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen) angeschlossen haben.

Diese Beispiele zeigen, wie das Wort „Dienstgemeinschaft“ meist nur unter juristischen Aspekten eine Rolle spielt. Was noch erschwerend hinzukommt:

Dienen - ein Akt der Freiheit und nicht der Unterwürfigkeit

Das Wort „Dienen“ und „Dienst“ hat in unserer Kirche nicht immer einen guten Klang, obwohl es oder vielleicht *weil* es so oft vorkommt, ja manchmal inflationär gebraucht wird.

„Dienen“ und „Dienst“ riecht nach Büro und oftmals auch nach Bürokratie, nach „Dienstzimmer“, „Dienstweisung“ oder nach „Dienst nach Vorschrift“. „Dienen“ klingt nach Unterwürfigkeit, danach, dass die einen dienen und die anderen sich bedienen *lassen* – und das in schöner bzw. gar nicht so schöner Rollenverteilung. Und was in diesem Zusammenhang mit das Heikelste ist, ja fast ein Tabuthema, das ist die Verbindung von Dienst bzw. Dienen und *Macht*, vor allem – und darin liegt oft das wirkliche Problem – von versteckter oder getarnter Macht und Machtausübung.

Wir erleben es ja im engsten Familienkreis, dass auf einmal selbst der liebevoll und herzlich gemeinte Dienst, die engagierteste Hilfe unter der Hand, ohne dass das dem und der Betreffenden immer bewusst ist, zu einer geheimen Demonstration der Überlegenheit und der

Stärke wird. Wir kennen das Bild, wie sich jemand über den Kranken, den Behinderten, den hilfsbedürftigen Menschen beugt mit jenem Ton, der uns, wenn wir ihn selbst in einer solchen Lage hören mussten, nie gefallen hat, mit diesem Tonfall von oben herab: „Wie geht’s uns denn heute?!“

Und wir meinten zu spüren, dass die auf diese Weise bekundete Anteilnahme über unseren bedauernswerten Zustand nicht ganz ernst gemeint oder schon von einer sehr kühl auf uns wirkenden Routine begleitet war. Wir hören einen Ton, den auch pflegebedürftige Angehörige schon im Voraus zu hören meinen, wenn der Aufenthalt in einem Heim und die „Verlegung“ dorthin in den Familien ins Gespräch kommen.

Es ist dieses erlebte oder nur befürchtete *Dienstgehabe*, bei dem das Pflegepersonal gewissermaßen *oben* und die der Hilfe und der Pflege Bedürftigen *unten* sind und sich nur noch als Objekt, vielleicht - vor allem im Blick auf die Zuschüsse bei entsprechender Pflegestufe - als *dankbares* Objekt vorkommen.

Dahinter steht die Angst vor dem Verlust seiner Freiheit, seiner Selbständigkeit, die doch auch Kranke und Hilfsbedürftige in einem bestimmten Maß immer noch zusteht und die sie für sich in Anspruch nehmen können.

Jedenfalls hoffen sie auf Menschen, die dieses tief in uns allen sitzende Bedürfnis im Blick haben. Und so klammern sich viele an ihr vertrautes familiäres Umfeld, obwohl sie in einem entsprechenden Heim besser versorgt wären und die Angehörigen freier, unbelasteter wären, sie zu begleiten und ihnen nahe zu sein. Aber die Angst, künftig nur noch von der Hilfe „fremder“ Menschen abhängig zu sein und unfrei zu werden, ist mächtig.

Es gibt ein chinesisches Sprichwort, das sich angesichts der Diskussion um die angemessene, menschenwürdige Pflege und Betreuung, um den Dienst an den am meisten Bedürftigen fast makaber anhört.

Es heißt: „Warum hassest du mich? Ich habe dir doch gar nicht geholfen.“

Kurz: Wo immer wir in unserer Kirche dem Wort „Dienst“ oder „Dienstgemeinschaft“ begegnen – es wird nicht selten erst einmal unter Verdacht gestellt. Wer also wie ich heute Morgen mit Ihnen zusammen darüber nachdenke, kommt nicht umhin, sich diesen Verdachtsmomenten, die mit diesem Wort „Dienstgemeinschaft“ verbunden sind, zu stellen. Es könnte sein, dass es uns auf diesem etwas dunklen Hintergrund besser gelingt, die eigentlichen Intentionen, die wir mit diesem Wort verbinden, besser zur Geltung zu bringen.

Biblische Beispiele für gelingende Dienstgemeinschaft

Auf jeden Fall sollten mit dem Wort „Dienstgemeinschaft“ keine unangemessenen Erwartungen verknüpft werden.

Dazu kann uns der biblische Befund helfen.

Insofern kann ich an dem bereits Gehörten anknüpfen.

An drei biblischen Beispielen und an zwei Texten aus der Investiturliturgie möchte ich es verdeutlichen, dazu gehören auch Abschnitte aus 1. Kor 12. Diesen Text haben Sie ja heute Morgen zusammen mit Pfarrer Mildenerger besprochen.

1. Matthäus 20, 25 - 28:

„Und Jesus rief seine Jünger zu sich und sprach zu ihnen: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun.

So soll es unter euch nicht sein. Sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener (diakonos steht im griechischen Urtext). Und wer unter euch der erste sein will, der sei euer Knecht. Denn auch des Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen *lasse*, sondern dass *er* diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“

Das ist Jesu Reaktion auf die Bitte der Mutter der beiden Söhne des Zebedäus, die dereinst im Reich Gottes eine Stelle bei Jesus ganz oben haben sollten, der eine zu seiner Rechten und der Andere zu seiner Linken.

Und Jesus antwortet: „Ihr wisst nicht, was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken den ich trinke.“

Eine erste knappe Schlussfolgerung für unser Thema heißt demnach: Wer eine besondere Verantwortung, einen besonderen herausgehobenen Dienst übernimmt (das bedeutet das Sitzen zur Rechten und zur Linken Christi), der muss ein bestimmtes Maß an Leidensbereitschaft mitbringen – und darf sich jedenfalls nicht wundern, dass ihm ein mancherlei Leiden zugemutet wird. –

Nun mag man sich in unserer Kirche darüber streiten, was denn eine herausgehobene und besondere Verantwortung ist. Natürlich gehören diejenigen dazu, die eine kirchenleitende Aufgabe haupt- oder ehrenamtlich übertragen bekommen haben.

Auch Sie, die Hausmeister und Hausmeisterinnen, die Mesner und Mesnerinnen unserer Landeskirche wissen darum, in welche besondere Verantwortung Sie berufen wurden und welche ganz spezifischen Leiden (modern: „Frustrationen“) mit dieser Aufgabe verbunden sind.

Es gehört zur Nüchternheit biblischer Texte, dass zu jedem Beruf, zu jedem „Dienst“, auf welcher Ebene auch immer, diese berufsspezifische Leidensbereitschaft, von der Jesus spricht, dazugehört. Die Bibel spricht schon ganz am Anfang von der Mühsal der Arbeit, von den Disteln und Dornen, die jeder berufliche Acker sozusagen bereithält. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ (1. Mose 3, 17 - 19) Das sagt Gott zu Adam. Hinter dieser biblischen Weisheit können wir nicht zurück. Unsere Arbeit mag noch so kollegial erlebt, noch so mitarbeiterfreundlich gestaltet sein.

Wir dürfen darum auch in Leitbildern oder in unseren Wunschvorstellungen keine Dienstgemeinschaft beschwören, die diese Mühsal ignorieren oder so tut, als gäbe es sie nicht und alles laufe glatt. Dieses Leiden ist – so könnte ich etwas steil formulieren – mit jedem Beruf gegeben.

Beruf heißt ja nicht von ungefähr „Profession“. Das bedeutet eigentlich: „sich zu einer Sache bekennen“, sich damit identifizieren. Und das ist in der Regel dann von uns verlangt, wenn sich im beruflichen Alltag Schwierigkeiten auftun, wenn Widerstände zu überwinden sind. Mehr oder weniger von solchen Widrigkeiten gibt es in jedem Beruf. Und wir sollten uns darüber freuen, wenn es in unserem eigenen Fall ein Weniger und kein Mehr ist, das unser berufliches Leben und Zusammenleben bestimmt.

Ich wünschte mir manchmal – und da denke ich zuerst an meinen eigenen Berufsstand, nämlich den der Pfarrerrinnen und Pfarrer – ich wünschte mir manchmal, wir würden mehr mit diesen uns von Gott angekündigten Mühen rechnen – und dann dankbar sein, wenn sie überraschenderweise nicht wie erwartet oder befürchtet eintreffen, statt so zu tun, als dürfte es Probleme gar nicht geben.

Das vor allem uns Deutschen zugeschriebene Jammern und Klagen über so manches, in diesem Fall die typisch pastorale Larmoyanz, die ich auch an mir selbst kenne, ist zu sehr an dem Wünschbaren orientiert als an dem, was uns von Gott als Realität, auch an nicht so schöner Realität auch im Bereich einer Dienstgemeinschaft zugemutet wird.

Das heißt keineswegs, Schwierigkeiten und Probleme fatalistisch („Da kann man halt nichts machen!“) einfach hinzunehmen.

Das wäre eine falsche Folgerung aus dem bisher Gesagten. Wenn ich im Sinne dieser biblischen Nüchternheit mit solchen Mühen bereitenden Haltungen innerhalb einer Mitarbeiterschaft rechne, mich also darauf einstelle, kann ich leichter, konstruktiver damit umgehen.

Eine der mühseligsten und für eine Dienstgemeinschaft schwierigsten Haltungen ist die, wenn jemand bewusst oder unbewusst über seine Mitarbeitenden „herrschen“ will.

Darum ist in der Verpflichtung, die bei der Berufung und Investitur in eine kirchliche Aufgabe verlesen wird, ausdrücklich davon die Rede, dass Christus der „alleinige Herr der Kirche“ ist. Das ist keineswegs nur eine unverbindliche theologische Formel.

Über den Anderen herrschen wollen kann schnell zu einer *Herrschaft* werden, wie sie sich im Wunsche der Mutter und der beiden Zebaiden ausdrückt, und vor der niemand gefeit ist. Diese Sucht, die einen Menschen regelrecht gefangen nehmen kann, kann grobe, aber auch sehr feingesponnene Formen annehmen. Manchmal merken wir es erst im Nachhinein, wie uns jemand bloßgestellt oder übervorteilt hat. Von Hugo von Hofmannsthal wird folgendes Wort überliefert: „Manche Worte treffen wie Keulen. Aber manche sind wie Angeln. Du schluckst sie und schwimmst weiter – und merkst es noch nicht ...“

Übrigens: Auch derjenige, der sich dauernd als Benachteiligter fühlt, kann mit solchen uns aus Kindheitstagen sehr vertrauten Gefühlen durchaus seinen Nutzen und Vorteil ziehen – indem er z. B. es insgeheim genießt, wenn er Anderen ein schlechtes Gewissen macht. Auch mit der Demonstration der Opferrolle kann man gewollt oder ungewollt über Andere Macht ausüben.

Herrschen heißt letztlich: auf Kosten Anderer sich seine Befriedigung verschaffen. Die Missbrauchsfälle, die vor allem die katholische Kirche getroffen, aber auch die evangelische nicht ganz verschont hat, ist eine der schlimmsten, lange im Verborgenen gehaltenen Formen missbrauchter Macht und damit missbrauchten Vertrauens innerhalb einer Dienstgemeinschaft.

Auch wenn wir nicht solch extremes Verhalten im Blick haben – wir alle müssen sehr darauf achten, dass nicht im Klima des Vertrauens und des Vertrauten insgeheim Abhängigkeitsverhältnisse entstehen, die Menschen ihrer Selbstständigkeit und damit ihrer von Gott geschenkten Freiheit berauben.

Wir dürfen Dienst und Dienen eben nicht mit Unterwürfigkeit verwechseln. Auch wer sich wie der Barmherzige Samariter bückt, um sich seinem Nächsten, seinem in Not geratenen Nächsten zuzuwenden, bleibt doch innerlich ein aufrechter Mensch, aufrecht z. B. im Blick auf seine guten, aber auch begrenzten Möglichkeiten, seinem Nächsten beizustehen.

Vor allem ist er sich immer dessen bewusst, dass er von heute auf morgen selber in die Situation des Hilfsbedürftigen geraten kann, ja sie selber sicher schon erlebt hat.

Das Nötige mit *seinen* Möglichkeiten tun

Und vor allem, was oft bei der Auslegung dieses Gleichnisses vergessen wird: Der Barmherzige Samariter ist kein selbstloser Mensch, der sich für den Anderen mit dem, was er tut, aufopfert. Es wäre ein Missverständnis, wenn wir Nächstenliebe, wenn wir auch unseren Beruf in die Nähe solcher Selbstaufopferung bringen oder gar uns dessen rühmen, was wir alles an Geld und Zeit für andere aufgebracht, „geopfert“ haben.

Wir haben unsere Möglichkeiten, wir haben aber auch unsere Grenzen. Der Barmherzige Samariter hilft mit *seinen* Möglichkeiten. So hat er den Wirt und das Gasthaus (die erste Diakoniestation gewissermaßen!) mit in seinen Samariterdienst einbezogen. Er musste nicht alles alleine machen. Er konnte Hilfe und Nächstenliebe *delegieren*.

Für eine Mitarbeiterschaft alles andere als selbstverständlich!

Möglichst alles alleine machen zu wollen – *die* Hauptversuchung in kirchlichen Berufen, auch im Ehrenamt. Dagegen gehört die Fähigkeit, abgeben und delegieren zu können, mit zu den besten Eigenschaften in einer Dienstgemeinschaft.

In dem erwähnten Gleichnis steht der Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Das gilt auch für den Dienst in einer Dienstgemeinschaft. Das bedeutet doch: *Selbstlosigkeit* wird nicht von uns verlangt. Das ginge auch gar nicht. Weder im Haupt-, noch im Ehrenamt. Ich habe – bei allem Respekt dafür, wie sehr sich Menschen für eine Sache, für eine Gruppe, für eine Gemeinde einsetzen – oft auch die Kehrseite eines solchen *aufopferungsvollen Engagements* erlebt – und dieser nach außen auf den ersten Blick so beeindruckende Einsatz hat dem Klima und der Zusammenarbeit innerhalb der Mitarbeiterschaft nicht immer gut getan.

Auch das hat mit dem Thema der Macht zu tun, wo aufgrund eines solchen Einsatzes – meist im Verborgenen! – Ansprüche, Machtansprüche abgeleitet und angemeldet werden, die sich

ganz und gar nicht mit dem Geist einer Dienstgemeinschaft vertragen. „Wenn ich mich schon in der Vergangenheit so für die Gemeinde eingesetzt habe, dann möchte ich auch ..., dann erwarte ich auch ...“

Sie alle kennen diese Töne – *und* diese Versuchung.

Sie kennen auch das Strickmuster solcher Ansprüche, denen – vor allem, wenn sie sich mit einem ehrenamtlichen Engagement verbinden, oft nur schwer widersprochen werden kann.

„So soll es nicht unter euch sein!“, sagt Jesus zu uns.

Seine berufliche Macht in den Dienst für Andere stellen

Dabei ist Macht haben und Macht zugesprochen zu bekommen an sich nichts Verwerfliches. Uns allen ist uns in unseren Ämtern und Verantwortlichkeiten auch ein bestimmtes Maß an Macht gegeben, an Möglichkeiten, uns mit unseren Vorstellungen einzubringen und auch durchzusetzen.

Auch Sie, die Mesnerinnen und Hausmeister, haben diese Macht und diese Möglichkeiten. (Wobei ich ja immer die Meinung vertrete: die eigentliche *Schlüsselgewalt in unserer Kirche* hat weder der Papst noch ein Pfarrer, sondern der Hausmeister und die Hausmeisterin in einer evangelischen Gemeinde.)

Ja – es gehört gerade zur Berufszufriedenheit, wenn ich um die Macht, um diese meine beruflichen Möglichkeiten *weiß*, wenn ich diese zum Wohle aller, nicht zuletzt um meiner Berufszufriedenheit willen nutze – und mir diese „Macht“ in meinem Aufgabenbereich auch zugestanden *und* auch zugetraut wird.

Wir brauchen in unseren Gemeinden, in unseren Dienstgemeinschaften Menschen, die Macht zu nutzen wissen, die also *Durchsetzungskraft* mitbringen, aber gleichzeitig das für jede Aufgabe nötige *Einfühlungsvermögen*, das Gespür, wo ich mit meiner Macht auf einmal meinen Zuständigkeitsbereich überschreite und willentlich oder unwillentlich übergriffig werde, die Bereitschaft, andere in meine Vorstellungen und Arbeitsabläufe mit einzubeziehen. Deswegen nennen wir uns ja Mit-arbeiter und Mit-arbeiterinnen. Wir brauchen Menschen, die auf diese Weise Brücken bauen, wo sich Gräben auftun, die zum Gespräch einladen, wo man nicht mehr miteinander reden kann und sich nur noch aus dem Weg geht.

Zivilcourage – um der Wahrheit und des Friedens willen

Genauso braucht es Leute, die ohne nur dauernd an ihr eigenes Wohlergehen zu denken, den Mut haben, um ihrer Mitmenschen willen *NEIN sagen*, wo alle Welt ja sagt; und *JA*– wo alle anderen bereits schon mit einem endgültigen nein den Stab über jemanden gebrochen und aus der Gemeinschaft ausgestoßen haben; Menschen sind das, die es unter Umständen auf sich nehmen, als *Störenfried* zu gelten.

Nicht weil sie Lust am Widerspruch hätten, sondern weil sie die Wahrheit lieben, auch die Wahrheit, die schmerzt – und sie einen faulen Frieden, der keiner Dienstgemeinschaft auf Dauer hilft, nicht aushalten.

Wir lesen es beim Propheten Jesaja (6, 14): „Frieden, Frieden, rufen die falschen Propheten – und es ist doch kein Friede“, jedenfalls kein Frieden, der diesen Namen wirklich verdient. Es gibt sie, die Menschen, die es verstehen, rücksichtslos ihre eigenen Interessen durchzusetzen. Es gibt sie, auch in unserer Kirche. Aber es gibt auch die falschen Rücksichten, das Hinnehmen von Zuständen in einer Zusammenarbeit, die eigentlich nicht hingenommen werden dürfen. Es gibt den stillschweigenden Gehorsam gegenüber den Verhältnissen, die man meint sowieso nicht ändern zu können. Es gibt einen unchristlichen Fatalismus.

„Wir Deutschen“, schreibt Dietrich Bonhoeffer in „Widerstand und Ergebung“ unter der Überschrift „Zivilcourage“, „wir Deutschen haben in einer langen Geschichte die Notwendigkeit und die Kraft des Gehorsams lernen müssen ... wir haben „nicht damit gerechnet, dass die „Bereitschaft zur Unterordnung ... missbraucht werden könnte zum Bösen. Es musste sich herausstellen, dass eine entscheidende Grunderkenntnis dem Deutschen noch fehlte: die von der Notwendigkeit der freien Tat ... Die Deutschen fangen erst heute an zu

entdecken, was freie Verantwortung heißt. Sie beruht auf einem Gott, der das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht.“

Im Glauben leben bedeutet eben beides: Ergebung *und* Widerstand!

Zu diesem Gedankengang passt auch das bekannte Gebet von Oetinger:

„Gott gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann; den Mut, Dinge zu ändern (und dazu gehört gegebenenfalls auch der Widerstand!), die ich ändern kann; und die Weisheit, beides voneinander zu unterscheiden.“

Wenn es in der Verpflichtung für die Mitarbeitenden in unserer Landeskirche heißt:

„Ich will in meinem Teil dafür Sorge tragen, dass ... dem Ärgernis in der Kirche gewehrt werde“, dann wäre der *Verzicht* auf einen solchen Widerstand, der etwas zum Guten hin verändern kann, und zwar um des Evangeliums willen, also um der Menschen willen! – ein solches Ärgernis. Jedenfalls wäre eine solche *Zivilcourage*, die in der entsprechenden Situation gewiss niemandem leicht fällt, ein Dienst an der Gemeinschaft.

In seinem „Dienst“ mit Christi Dienst an uns sich verbunden wissen

Ein letzter Gedanke zu diesem Text aus Matthäus 20:

Die Art und Weise, *wie* wir unseren Dienst tun, hängt nicht nur mit unserer jeweiligen Aufgabe zusammen: Der Dienst in einer christlichen Dienstgemeinschaft kann nicht nur *rein funktional* erledigt werden, sondern dieser „Dienst“ hat mit einer *Haltung* zu tun, die uns mit Christus selber verbindet:

„Wer unter euch groß sein will, der soll euer Diener sein – gleichwie der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen *lasse*, sondern dass *er* diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele.“

Auch wenn *unser* Dienst nicht die Erlösung als Auftrag hat, so zeigt sich doch an dem, *wie* wir unseren Dienst ausüben, wie wir ihn im Zusammenhang einer Dienstgemeinschaft verstehen, wes Geistes Kinder wir sind. „Seid gesinnt wie Jesus Christus auch war.“ heißt es im Philipperbrief. Es geht um den Geist Jesu Christi, den wir alle, in welcher Aufgabe wir auch stehen, verkörpern, in aller Gebrochenheit und Anfälligkeit.

Der Dienst der Hingabe seines Lebens *für uns* ist dafür bestimmend.

Spiegelt sich in unserem Dienst, wo immer er auch stattfindet, *sein* Geist – oder spiegelt sich darin der *Ungeist* der Herrschsucht, der Gleichgültigkeit oder Verantwortungslosigkeit? Strahlen wir in unserer Zusammenarbeit, in unserem Leitungsstil etwas von der Freiheit aus, zu der uns nach Gal 5 Christus befreit hat?

Besteht ein Klima von Druck und Angst? Oder arbeiten wir, bei allen Schwierigkeiten, bei aller beruflichen Mühsal, letztlich gern zusammen?

Eine Dienstgemeinschaft von Christen lebt also von dem Dienst, den ihr Herr ihnen hat zuteil werden lassen. Das darf in der alltäglichen Kommunikation, bei den alltäglichen Verrichtungen, bei den Beratungen und Entscheidungen nicht vergessen werden. Daran müssen wir uns gegenseitig immer wieder erinnern.

Dafür gibt es Gottesdienste und Andachten, dafür gibt es das gemeinsame Singen und das gemeinsame Gebet.

Und damit bin ich bei dem schon angekündigten zweiten Text, von dem sie heute in der Andacht schon gehört haben. 1. Kor 12. Ich beschränke mich ausschnitthaft auf wenige Verse. Es ist der eigentlich „klassische“ Text einer christlichen Dienstgemeinschaft.

2. 1. Korinther 12, 4 - 7; 12 - 27 - dazu 8 Gedanken:

1. „Es sind verschiedene Gaben“

Wenn wir das Bild vom Leib, also vom Körper mit seinen unterschiedlichen Organen ernst nehmen, dann hat jedes Organ, die von außen sichtbaren wie die verborgenen Organe im Innern des Körpers, eine besondere Aufgabe und „Begabung“. Kein Glied, kein Hautfetzen

sozusagen ist bedeutungslos. Alle Organe sind für die Gesamtbefindlichkeit des Körpers unentbehrlich. Das merken wir sofort, wenn ein Organ ausfällt oder „defekt“ ist. Zur Aufgabe einer Dienstgemeinschaft gehört es zuallererst, dies wahrzunehmen und zu würdigen. Das kann z. B. heißen, Menschen zu ermutigen, ihre Begabungen und Kompetenzen *zu erkennen* und sie nicht – aus falscher Bescheidenheit – „unter den Scheffel zu stellen“ (Matth 5, 15) - , um mit der Bergpredigt zu reden. Dazu gehört auch und vor allem, sich an den ganz unterschiedlichen Begabungen, die es unter uns, unter Ihnen gibt, sich einfach zu freuen. Und das, bevor wir anfangen aufzuzählen, wo überall irgendwas fehlt oder nicht so „gesund“ ist, wie es sein sollte.

Es gilt diese *Verschiedenheit zu würdigen*, statt sich nur an bestimmten, in der Regel herausragenden Begabungen auszurichten und diese dann noch über die anderen dominieren zu lassen.

Es ist ein Dienst der besonders *noblen* Art, wenn ich mit dafür Sorge trage, dass neben *meiner* Begabung auch die des anderen, der Mitarbeiterin, des Mitarbeiters neben mir – in einer Gemeinde, in einer Einrichtung – zum Zug kommt und ich es gut aushalten kann, wenn nicht ich, sondern der und die andere im Mittelpunkt steht – *deren* Begabungen und *deren* Fähigkeiten.

Ich kann einen Schritt oder gar zwei zurücktreten und den anderen vorlassen und froh darüber sein, dass es Gott gefallen hat, auf sehr unterschiedliche Art und Weise sein Evangelium und den Dienst der Liebe unter die Leute zu bringen. Ich muss nicht *meinen* Stil als für alle verbindlich durchsetzen wollen, sondern möchte darauf Acht haben, dass die Kundgebungen „der mancherlei Gnade Gottes“ (1. Petr 4, 10) nicht auseinanderdriften, sondern immer wieder zusammen kommen.

2. Kein „Organ“ darf das andere dominieren

Dazu gehört der Respekt vor den Aufgaben und Diensten der Anderen. „Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör?! Und wenn er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch?“ (1. Kor 12, 17) Das heißt: Die Einheit des Leibes wird nicht durch eine *bestimmtes* Organ gewährleistet oder garantiert oder durch eine bestimmte Gruppe oder durch eine bestimmte Frömmigkeit usw.

Das heißt jedoch nicht, dass es Ämter und Aufgaben braucht, die sich in besonderer Weise um den Körper, um seine Einheit, um das Zusammenspiel der einzelnen Organe und Gliedmaßen kümmern sollen.

Der Pfarrerberuf und das Bischofsamt gehören da z. B. dazu. Aber diese Ämter vollziehen in besonderer Verantwortung nur das, was eigentlich Aufgabe und Dienst eines jeden Christen ist.

„Das ist der ganzen Gemeinde der Christen gesagt. Wir sollen wissen: Jeder Christ ist schon durch seine Taufe berufen, seinen Herrn zu bezeugen, wie und wo er kann, und an der Sammlung (also der Einheit!) der Gemeinde mitzuwirken.“ Das steht in der Investiturliturgie für die Pfarrer und Pfarrerinnen der württembergischen Landeskirche.

3. Freiheit nicht gegen die Einheit

Da alle Gliedmaßen und Organe zu *einem* Leibe gehören, können sich im Grunde kein Organ, können sich keine Gliedmaßen vom Leib separieren.

Eine Gemeinschaft, eine Gemeinde und Kirche wäre – im Bild des Körpers gesprochen – nicht mehr lebensfähig, ihr Organismus wäre zerstört. Das heißt im Klartext: Dort, wo sich Gemeinschaften, Gruppen bilden, die ihren eigenen Gemeindestil pflegen, können sie das tun, wenn die Verbundenheit mit dem Leib und damit mit den anderen Gliedern an diesem Leib gewährleistet bleibt. Deswegen gibt es in unserer Landeskirche sog.

Gemeinschaftsgemeinden, die aber durch die Visitation und andere Kommunikationsstränge mit der jeweiligen sog. volkskirchlichen Kirchengemeinde und mit der Landeskirche

verbunden bleiben. Diese Verbundenheit darf nicht nur auf dem Papier stehen, sondern muss sichtbar, spürbar, erlebbar sein.

4. Christus, der allen gemeinsame „Blutkreislauf“

Das eigentlich Bemerkenswerte, der innere *Grund jeder Dienstgemeinschaft* liegt darin, dass *Christus* der Leib ist, mit dem alle Glieder und Organe – mögen sie sich dem Leib näher oder ferner fühlen – verbunden sind und verbunden bleiben. Wir könnten auch sagen: Christus ist der Blutkreislauf, der alle Glieder miteinander verbindet und sie am Leben erhält.

Das *Abendmahl* ist dann der Ort, wo wir das im wahrsten Sinn sehen und schmecken sollen. Das ist nun kein Ideal, sondern nach der Überzeugung unsres Glaubens geistliche Realität, eine Realität, die für das konkrete Miteinander in unseren Gemeinden und Einrichtungen von entscheidender Bedeutung ist. Denn – wenn das so ist, wenn wir das glauben, dann, sagt Paulus, kann es gar nicht anders sein, dass, wenn ein Glied leidet, alle Glieder mitleiden und wenn einem Glied besondere Ehre zuteil wird, sich die Anderen mitfreuen. Das heißt: Wenn wir dieses Bild vom Leib Christ ernst nehmen, dann wird uns bewusst, wie sehr wir einander brauchen, wie sehr wir auf die Fähigkeiten und die Begabungen der Anderen angewiesen sind.

Jeder von uns – noch jenseits solch akuter Bedürftigkeiten – ist ja, wenn wir es recht bedenken, Tag für Tag darauf angewiesen, dass andere für mich da sind, an mich denken, für mich beten, mir zur Seite stehen: Menschen, denen ich vertraue, Menschen, auf die ich mich verlassen kann. Ich brauche ihren Rat und ihre Hilfe.

5. Die Zumutung der Wahrheit: ein Dienst der Nächstenliebe

Ich brauche aber auch ihre ehrliche, wenn es denn sein muss, deutliche Meinung.

Wie arm sind die Menschen dran, die immer nur Lob und Zustimmung hören wollen – und dann – vor lauter Respekt – auch nichts anderes zurück gemeldet bekommen. Auch die Bereitschaft, unsere Nächsten bei Gelegenheit und zum richtigen Zeitpunkt die Wahrheit zu sagen und diese Wahrheit ihnen – „um des lieben Frieden willen“ - *nicht* vor zu enthalten, ist ein diakonischer Dienst, den wir einander schulden. Auch diesen *Dienst der Wahrhaftigkeit* brauchen wir, brauchen ihn wie das tägliche Brot.

6. Sich seiner eigenen Bedürftigkeit nicht schämen müssen

Ich brauche Menschen, die für mich eintreten, die mich – wenn es drauf ankommt – nicht im Regen stehen zu lassen. Ich brauche Menschen, die für mich ansprechbar sind, wenn ich nicht mehr weiter weiß.

Tag für Tag leben wir von den Diensten unsrer Nächsten. Wir wären nicht mehr lebensfähig ohne sie.

„Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen...“ (Mt 26, 40)

Jesus selbst, von dem wir im Evangelium hören, dass er nicht gekommen ist, sich wie ein großer Herr bedienen zu lassen, „sondern dass *er* diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele...“ (Mt 20, 28) - , Jesus, der doch unser aller Diakon sein will, braucht in der Stunde seiner größten Anfechtung und Angst im Garten Gethsemane die Nähe und den diakonischen Beistand seiner Jünger. Um Jesu willen brauchen wir uns deshalb auch unserer eigenen Bedürftigkeit, auch unserer Ohnmacht nicht zu schämen. Er teilt sie mit uns.

Er hat *unsere* Not zu der seinen gemacht. Das ist der Hintergrund unsrer Jahreslosung:

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

7. Auf Zeit berufen

Und auch das gehört dazu: Wir sind von Gott für eine befristete Zeit berufen und eingesetzt. Beauftragte sind wir, an jeder Stelle dieser Kirche, Beauftragte, deren Auftrag jederzeit von Gott selbst widerrufen und verändert werden kann. Das ist entscheidend für das Verständnis unsres Dienstes: So sehr unser Dienst, unser Auftrag eine Herzensangelegenheit von uns allen

sein und bleiben muss (ein herzloser, nur noch funktionstüchtiger Dienst wäre kalt und unverantwortlich.; auch eine nur noch auf's Funktionieren reduzierte Diakonie wäre das), so sehr wir um der Wirksamkeit unsres Dienstes willen ein bestimmtes Maß an Kontinuität brauchen, sowenig dürfen wir mit unseren Berufen innerhalb und außerhalb der Diakonie so tun, als würde *ohne uns* das Chaos herein brechen. Das dauernde Gefühl, eigentlich unentbehrlich zu sein, ist nicht hilfreich, dient keinem vernünftigen Miteinander. Wir alle haben in unseren Berufen und Ämtern Vorläufer und Vorläuferinnen, auf die unser Dienst aufbaut. Und eines Tages werden wir entbehrlich sein und andere werden unsere Arbeit übernehmen.

Der Geist rechter Dienstgemeinschaft ist der Geist derer, die nicht dauernd ihr Amt, ihren Dienst wie eine Monstranz vor sich hertragen müssen: Ohne mich läuft hier nichts – heißt diese Botschaft, die Botschaft, die einem entspannten, kreativen, v.a. kooperativen Betriebsklima nicht gerade förderlich ist. Denn eines Tages läuft es doch ohne mich. Es gibt sie, diese Menschen, die dauernd vor ihrer tatsächlichen oder nur vermeintlichen Bedeutung in die Knie gehen. Wir sollten ihnen nicht ohne Humor begegnen. Wir bleiben auf jeden Fall Menschen, die sich ihr Amt nicht einfach genommen haben, sondern die in ein solches *berufen* wurden. Als Berufene können wir uns deswegen immer wieder *zurücknehmen*. Wir sollen im Bewusstsein unsrer Kompetenz, unsres Könnens unsere Arbeit tun, ohne uns freilich dabei allzu wichtig zu nehmen.

8. Für die Schwachen aufmerksam bleiben

Dazu gehört – für die Maßstäbe unserer Leistungsgesellschaft, zu der auch unsere Kirche gehört, erst einmal ziemlich irritierend - , dass diejenigen Glieder, die – wie Paulus schreibt – „uns als die schwächsten erscheinen, die nötigsten“ sind (1. Kor 12, 22). Nötig deswegen, weil sich gerade an ihnen der an Christus orientierte diakonische Geist am deutlichsten zeigt. Wir sagen es auch sonst: Was unsere Demokratie wert ist, das zeigt sich dort, wie die dort Verantwortlichen, wie die Bürger und Bürgerinnen mit denen umgehen und sie achten, die wenig Beachtung finden, die am Rande sind, denen – um Paulus aufzugreifen – am wenigsten Ehre zu Teil wird (1. Kor 12, 23).

Das bedeutet ja nicht: alle Schwächen hinzunehmen und die Leistungsstarken zu ignorieren. Aber es bedeutet: die Schwachen und Schwächsten, auch diejenigen, die uns mit ihrer Schwäche nerven und überhaupt nicht unser Mitleid erregen, wichtig nehmen, heißt , ihnen den nötigen Respekt entgegen zu bringen und sie so ernst zu nehmen. Übrigens auch mit Kritik kann man Menschen ernst nehmen, dann nämlich, wenn diese Kritik helfen und nicht fertig machen will, selbst dort, wo schmerzliche berufliche Konsequenzen unvermeidlich sind. Manche meinen: in der Kirche, wo man doch lieb und nett miteinander verkehren soll, dürfe man sich das klare, deutliche Wort nicht leisten.

Aber Liebe ohne Wahrhaftigkeit wäre unehrlich und letztlich verlogen.

Dennoch: Die Schwachen müssen wir besonders im Blick behalten, sonst verraten wir den Geist Jesu Christi. Weil gerade im Ernstnehmen derer, die nicht auf der Erfolgsspur laufen und sich nicht selten selbst im Wege sind, eine Dienstgemeinschaft wächst, Charakter zeigt und so stark wird.

Auch deswegen stark wird, weil dann die jetzt Starken nicht dauernd in der heimlichen Angst leben müssen: Was passiert mit mir, wenn ich wie der oder die auch mal auf irgendeine Weise schwach werden sollte.

Denn wir alle haben ja diese Angst in uns: Wie werden die Anderen auf *unsere* Schwäche reagieren? Kann ich es mir überhaupt leisten, schwach zu sein?

Das ganze Kapitel im 1. Korintherbrief ist übrigens ohne jeden moralischen Unterton geschrieben, ohne erhobenen Zeigefinger sozusagen. Sondern Paulus beschreibt die Realität unsres Glaubens.

Das *ist so*, sagt Paulus. So verhalten sich Christen in einer Dienstgemeinschaft, wenn sie denn das für sich gelten lassen, dass nämlich Christus der *eine* Leib ist und wir seine Glieder mit den verschiedenen Begabungen.

Sie spüren die Provokation, das Herausfordernde, das in solchen Sätzen liegt.

Wer sich anders verhält, heißt das, der hat im Grunde gar nicht verstanden, worum es in einer christlichen Gemeinde, in einer christlichen Dienstgemeinschaft letztlich geht.

Mit anderen Worten: alle Konflikte, alle Auseinandersetzungen, auch alle Separierungen, die ja auch in unserer Landeskirche, in unseren Gemeinden stattfinden und die Paulus ja selbst mit seinen Gemeinden, vor allem mit der Gemeinde in Korinth erlebt hat – deswegen schreibt er ja ihnen dieses 12. Kapitel : all das Schwierige und Konfliktreiche darf uns nicht vergessen lassen, wer wir in Wirklichkeit *sind*: Glieder an diesem *einen* Leib – und darum von allen anderen Glieder nicht zu trennen, egal welcher Grad von Sympathie mich mit ihnen verbindet oder auch nicht verbindet.

Manche unnötige Schärfe im Streit, viele böse und verletzende Worte könnten vermieden werden, wenn wir auch im schwierigen, uns gerade ziemlich zusetzenden, auf die Nerven gehenden Nächsten *auch* diesen mit nicht zu leugnenden Möglichkeiten und Begabungen ausgestatteten Nächsten sehen und würdigen können, trotz allem, was uns an ihm oder ihr *nicht* gefällt, trotz allem, was wir zu ihr oder zu ihm Kritisches sagen müssen – und das dann hoffentlich auch tun.

Ein Herz und eine Seele zu sein oder sein zu wollen ist jedenfalls nicht das Ziel einer christlichen Dienstgemeinschaft. Schön, wenn es sich ab und zu *trotz allem* einstellt.

Dann, ja dann mögen wir mit dem 133. Psalm singen: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder (und natürlich auch die Schwestern) einträchtig beieinander wohnen“ (Ps 133, 1).